

1 Einleitung

Gesamtgesellschaftliche Individualisierungs- und Säkularisierungsprozesse, die in der Literatur immer wieder als Grund für den Rückgang der Kirchenmitglieder und in der Folge auch von deren finanziellen Mitteln aufgeführt werden, üben zunehmend Druck auch auf die Ebene der Gemeinden aus. Dies zeigt sich gleich in doppelter Hinsicht: „Man handelt im Kontext von *Ressourcenschwäche*. Dem tritt eine *Kommunikationskrise* an die Seite: Die Kirchen(gemeinden) erreichen die Menschen nicht mehr so gut wie früher“ (Hauschildt 2020: 160; Hervorhebung durch die Autorinnen). Eine Abnahme der Mitgliederzahlen verzeichnen vor allem die evangelischen Landeskirchen und die römisch-katholische Kirche, bei denen Mitgliedschaft in der Regel durch die Kindertaufe erworben und, wie Umfragen unter Kirchenmitgliedern zeigen, oftmals aus Tradition beibehalten wird (zuletzt Bedford-Strohm/Jung 2015: 472 f.). Schreibt man die Entwicklung von heute bis 2060 fort, werden die Kirchen dann nur noch die Hälfte der Mitgliederzahlen von 2017 haben. Für die Katholiken würde das ein Rückgang auf 12,15 Millionen und für die Protestanten auf 10,50 Millionen Mitglieder bedeuten¹ (Gutmann/Peters 2020: 20, 25). Ahrens hebt in ihrer Studie zu Kirchenaustritten hervor, dass selbst im Pandemiejahr 2020 die Austrittszahlen der evangelischen Kirche über einem Prozent lagen, und damit auch „*die langfristig zu erwartenden Verluste höher ausfallen als in den Ergebnissen der jüngsten Modellrechnungen zur Entwicklung der evangelischen Kirchenmitgliedschaft*“ berechnet wurden (Ahrens 2022: 14).

Der bereits seit Jahrzehnten zu verzeichnende Befund, dass Religion zunehmend ins Private rückt und Gegenstand individueller Entscheidungen ist (vgl. zum Beispiel Großbölting 2013), verstärkt sich demnach. Gleichzeitig gibt es

¹ Diese Berechnungen unterliegen der Annahme, dass die Entwicklungen gleichbleibend sind. Durch Veränderungen in der Fertilität, Wanderungsbewegungen aus dem Ausland, fortschreitender Säkularisierung und Evangelisierungstrends können diese Fortschreibungen in beide Richtungen beeinflusst werden (Gutmann/Peters 2020: 20, 25).

auch mehr Angebote auf dem religiösen Markt, aus denen gewählt werden kann (Gabriel 2015: 218). „Die Folge ist auch eine stärkere Individualisierung

Die Mitgliederzahlen in der evangelischen Kirche sinken seit Jahren.

Für bessere Chancen auf Mitglieder gewinnung und -bindung werden sich die Gemeinden stärker am religiösen Markt orientieren müssen.

der Erfahrung des Religiösen und das Basteln an der eigenen, individuell-biographisch bestimmten Religion“ (Gabriel 2000: 7). Es muss aber nicht zwangsläufig, wie in der Säkularisierungsthese unterstellt, zu einem Bedeutungsverlust und Auflösen religiöser Strukturen kommen. Dies zeigt sich unter anderem am Zulauf,

den in den 1970er- bis 1990er-Jahren in Westeuropa fernöstlich inspirierte spirituelle Bewegungen erfuhren (zum Beispiel Stolz et al. 2014), seit einigen Jahren Pfingstgemeinden und andere charismatische Freikirchen (Gabriel 2015: 218–221; Hempelmann 2005: 413–415; Schlamelcher 2018: 196). Reckwitz spricht in diesem Zusammenhang von Neogemeinschaften, die nicht mehr aufgrund von traditioneller Zugehörigkeit, sondern aufgrund einer bewussten Identifizierung mit Zielen oder dem Programm einer Gemeinde entstehen. Die bewusste Wahl führt hier zur Gemeinschaftzugehörigkeit (Reckwitz 2017: 261–264).

Mit diesen Veränderungen geht auch ein Wandel der Mechanismen der Handlungskoordination einher, die zu spezifischen Sozialformen führen, die die soziale Gestalt der Gemeinden ausmachen. Die soziale Gestalt bezeichnet die Mixtur der Handlungsmechanismen Markt, Gemeinschaft und Organisation (MGO-Semantik) innerhalb der Gemeinden (Wiesenthal 2004: 3;

„Mit diesen Veränderungen geht auch ein Wandel der Mechanismen der Handlungskoordination einher, die zu spezifischen Sozialformen führen, die die soziale Gestalt der Gemeinden ausmachen.“

vgl. auch Krech et al. 2013: 57). Der *Marktmechanismus* bezieht sich auf den Wettbewerb um Spiritualität und Sinngebung, aber auch um Wohlfahrtspflege, in der sich Kirchengemeinden, aber beispielsweise auch die Diakonie befinden. Insbesondere die Gemeinden der evangelischen Landeskirchen stehen in einer stärkeren

Konkurrenz zu Freikirchen und katholischen Gemeinden (Gabriel 2015: 231 f.; Schmitz-Veltin 2015: 215). Doch nicht nur die Konkurrenz zwischen Religionsgemeinschaften nimmt deutlich zu, sondern auch die Konkurrenz zu politischen und wohlfahrtsstaatlichen Institutionen, denn auch Einrichtungen des Wohlfahrtsstaates und andere zum Teil privatwirtschaftlich organisierte weltliche Anbieter bieten Seelsorge und Gemeinschaftserlebnisse an und übernehmen diakonische Aufgaben. Die Gemeinden müssen sich daher stärker behaupten, das heißt ihre Angebote besser vermarkten und ein klareres Profil entwickeln, mit dem sie identifiziert werden können (Stolz 2013: 26). Kirchengemeinden sind eigenständige *Organisationen*, die finanzielle Ressourcen, Personal und Gebäude verwalten sowie ein festgelegtes Leistungsspektrum

(Gottesdienste, Seelsorge, Kasualien) anbieten. Als *Gemeinschaften* sind Kirchengemeinden aber auch durch feste Gruppenstrukturen geprägt, die auf Nähe und Akzeptanz beruhen (Wiesenthal 2005).

Diese drei Handlungsmechanismen kommen in jeder Gemeinde vor, sie sind aber unterschiedlich stark ausgeprägt, wobei die Entwicklung ihrer Ausprägung vom gesellschaftlichen und historischen Kontext abhängt. Die ersten christlichen Gemeinden waren nahe am Idealbild der Gemeinschaft. Je mehr Gläubige sich aber einer Gemeinde anschlossen und je mehr Gemeinden es gab, desto mehr rückten auch Faktoren der Organisation in den Vordergrund (Hauschildt 2015: 2 f.²). Bis in die 1990er-Jahre waren die Gemeinden meist Hybride aus Gemeinschafts- und Organisationsfokus. Seit den 1990er-Jahren und der Verknappung von Ressourcen verändert sich dies: Die Kirchen sehen sich mit einer stärkeren Marktorientierung³ konfrontiert und müssen verstärkt an der Mitgliedergewinnung und -bindung arbeiten (Schlamelcher 2018: 203 f.).

Welche Faktoren unter diesen Bedingungen für eine gelingende Gemeindearbeit relevant sind, ist nicht einfach zu bestimmen. Zu unterschiedlich sind die jeweiligen Bedingungen vor Ort, als dass sich eine „Blaupause“ erstellen ließe. Bedeutsam scheint auf jeden Fall eine gute sozialräumliche Verankerung der Gemeinden zu sein, über die sie Präsenz zeigen. So können etwa angesichts des Rückzuges des Sozialstaates aus (kommunalen) Infrastrukturprojekten, die auch sozialstaatlich relevante Folgen haben, sowie zunehmende Privatisierung in den Feldern von Pflege, Krankenversorgung und Armenfürsorge, für den auch die Tafeln beredtes Zeugnis ablegen, kirchliche Sozialangebote wachsen. Durch diese Aktivitäten bekommen die Kirchengemeinden Kontakt zu Personen, die der Kirche nicht nahestehen, aber ihre sozialen Angebote nutzen, beispielsweise in Kindertagesstätten oder Altenheimen. Die Kirchen haben darüber hinaus die Möglichkeit, sowohl ihr ökonomisches Kapital durch soziale Aktivitäten zu erhöhen als auch die Relevanz von Religion und Kirche verstärkt sichtbar zu machen (Wegner 2019: 24). Doch nicht nur soziale Angebote im engeren Sinne und Vernetzung in diesem Feld sind für die Präsenz der Gemeinden von Bedeutung, sondern auch die Beteiligung an

-
- 2 Hauschildt verwendet die Begriffe Institution anstatt Organisation, Gruppe anstatt Gemeinschaft und moderne Organisation anstatt Markt. Inhaltlich sind diese aber gleichbedeutend.
 - 3 Die Marktorientierung sieht vor, dass auch die Kirche und ihre Gemeinden verstärkt wie Unternehmen denken müssen. Das religiöse Feld in Deutschland hat sich stark pluralisiert, die Konkurrenz zwischen den religiösen Gemeinschaften nimmt dadurch zu. Um im Wettbewerb um Mitglieder bestehen zu können, müssen auch unternehmerische Fähigkeiten eingebracht werden (Hauschildt 2015: 2 f.).

Debatten der Quartiersentwicklung, von Vereinsaktivitäten, im interreligiösen Dialog, im Kulturbereich et cetera. Die Gemeinden entfalten dabei je nach Struktur und Bedarfen ihres Gemeindegebiets beziehungsweise Sozialraumes⁴ unterschiedliche Schwerpunkte und Aktivitäten und nehmen entsprechend unterschiedliche Funktionen wahr (Ohlendorf/Rebenstorf 2019).

In der Gemeindeforschung wie in der Praktischen Theologie gehen die Ansichten darüber, wie Gemeinden konstruiert sein müssen und welches Programm sie vorhalten sollten, weit auseinander. Eine Position spricht sich für ein zielgerichtetes Vorgehen aus, bei dem Gemeinden im missionarischen und diakonischen Bereich Schwerpunkte setzen und spezifische Angebotsprofile entwickeln. Besonders leicht ansprechbar sind demnach Familien, Kinder und Jugendliche sowie Ältere. Speziell durch Angebote für Kinder und Familien könnten neben den traditionellen auch moderne Milieus angesprochen werden. Damit würde dann kein „Vollprogramm“ mehr angeboten, sondern ein ausgewähltes Spektrum an Angeboten und Aktivitäten dargeboten

„Speziell durch Angebote für Kinder und Familien könnten neben den traditionellen auch moderne Milieus angesprochen werden.“

(Wegner 2014: 31; Wegner 2011: 2 f.). Die unterschiedliche Schwerpunktsetzung von Gemeinden widerspricht auf den ersten Blick dem „territorialen Prinzip“, der nach wie vor für Gemeinden vorherrschenden Form der Parochie. Der

gängigen Auffassung nach grenzen sich die Gemeinden dabei kaum durch inhaltliche Schwerpunktsetzungen voneinander ab, sondern in erster Linie durch das Territorium, für das sie zuständig sind. Da die Zuteilung der Kirchenmitglieder zu einer Gemeinde nach dem Wohnort erfolgt, würden die einzelnen Gemeinden jeweils ein ähnliches Angebot für ihre Mitglieder vorhalten: Konfirmandenunterricht, Seelsorge und Sakramente (Pohl-Patalong 2004: 16). Die Spezialisierung kann aber auch unter diesen Bedingungen als Hoffnung für die Zukunft der Kirche gesehen werden, wenn jede Gemeinde ein spezielles Profil entwickelt, welches auf die Zielgruppe ausgerichtet ist, die sich in dem jeweiligen Gemeindegebiet gut erreichen lässt. Dabei müsste stärker auf die Bedarfe in den Gemeinden geschaut werden (Karl 2016: 59).

„Passantengemeinden, Jugendkirchen, glaubenskommunikative Gruppen, diaconische Initiativen und sozialraumorientierte Initiativen sind solch kontextuelle Orte von Kirche, die sich dieses Kriterium immer wieder zum Maßstab nehmen können, um ihre Ausrichtung zu schärfen und zu klären“ (Karl 2016: 59).

4 Je nach Größe und Struktur des Gemeindegebiets, dessen Geschichte und Bevölkerung findet sich dort ein oder mehrere Sozialräume im Sinne gewachsener sozialer Beziehungen und Identitäten (vgl. Kessl/Reutlinger 2008) oder auch nicht (Ohlendorf/Rebenstorf 2019).

Im Zuge verschiedener Kirchenreformprozesse, insbesondere nach der EKD-Initiative „Kirche der Freiheit“ (EKD 2006) wurde über die verstärkte Kooperation – in „Regionen“, „Gestaltungsräumen“ und so weiter – die Möglichkeit von Arbeitsteilungen verstärkt wahrgenommen. Gemeinden haben, insbesondere im städtischen Bereich, Schwerpunkte in ihrer Arbeit gebildet und dabei darauf geachtet, dass das Gesamtangebot innerhalb der Region oder des Gestaltungsraumes den klassischen Kanon der Parochie abbildet.⁵ Daneben zeigt eine umfassende qualitative Studie (EKD 2016), dass der Parochie auch aus sich selbst heraus gerade im ländlichen Raum und hier besonders in peripheren Regionen ein Wert an sich zukommt. Da die Kirche oftmals die einzige verbliebene „Institution“ ist, nachdem Einzelhandel, Handwerk, Arztpraxen und politische Verwaltung den Orten den Rücken kehrten, hat die Gemeinde eine besondere Verantwortung und auch Gestaltungsmacht. Diese ist aufgrund zurückgehender Ressourcen gefährdet, kann aber, unter der Bedingung eines qualitativ guten Ehrenamtsmanagements, wozu zentral umfassende Fortbildungsmöglichkeiten und Unterstützung Ehrenamtlicher gehören, ihre Präsenz und damit Sichtbarkeit sichern (Hauschildt/Heinemann 2016).

„Da die Kirche oftmals die einzige verbliebene ‚Institution‘ ist, nachdem Einzelhandel, Handwerk, Arztpraxen und politische Verwaltung den Orten den Rücken kehrten, hat die Gemeinde eine besondere Verantwortung und auch Gestaltungsmacht.“

Dennoch bleiben die Probleme, die mit der Individualisierung, Pluralisierung, Digitalisierung und zunehmender räumlicher Mobilität für Kirche und Gemeindearbeit einhergehen, bestehen, sodass auch in Deutschland⁶ nach Gemeinde- und Sozialformen gesucht wird, die Lösungen für diese Herausforderungen bieten könnten (Hörsch 2019b: 6). Solche neuen Gemeindeformen, die auch als Fresh X (Fresh Expressions of Church)⁷ bezeichnet werden, richten sich in erster Linie an Personenkreise, die bisher noch keinen

5 Grundidee und Konzept hierfür sind formuliert in Herbst/Pompe (2018). In der Praxis und eher anekdotisch dokumentiert finden sich zahlreiche Beispiele etwa bei Fusionen überwiegend im städtischen Bereich, wenn der Lage und Bauweise der Kirchen und Gemeindehäuser entsprechend Schwerpunkte gesetzt werden, wenn beispielsweise ein Kirchengebäude zu einer Kirche der Stille wird, ein anderes zentral für den traditionellen Sonntagsgottesdienst steht, ein Gemeindehaus zu einem Familienzentrum wird, ein anderes die Gruppen und Kreise beherbergt, ein Pfarrhaus weiterhin als Wohnhaus für Pfarrpersonen dient, ein anderes vielleicht für Pilger*innen eingerichtet wird.

6 In Großbritannien und den Niederlanden ist dies bereits länger der Fall. Vgl. hierzu die entsprechenden Ausführungen in Kapitel 1.3.

7 Der Begriff ist rückgekoppelt an den Auftrag der anglikanischen Kirche, ihren Mitgliedern das Evangelium „afresh“ zu verkünden (Müller 2019b: 93). Damit ist auch immer eine Anpassung an die Sprache und kontextuellen Gegebenheiten gemeint.

Zugang zu Religion und Kirche gefunden haben und mit den Traditionen parochialer Gemeinden wenig anfangen können (Fresh X-Netzwerk e. V.).

Die mit diesem Ansatz eng verbundene Kontextsensibilität, wie sie im Fresh X-Ansatz genannt wird (vgl. Kapitel 1.3), entspricht weitgehend dem seit einiger Zeit in den Landeskirchen breit diskutiertem Konzept der Sozialraumorientierung, das eigentlich aus dem Bereich der sozialen Arbeit stammt.

Fresh X folgen einem Ansatz, der über den parochialen Vollversorgungsanspruch hinausgeht und sich stärker an den Bedarfen der Menschen im Sozialraum orientiert. Ziel ist es, dadurch Personen zu erreichen, die der Kirche nicht nahestehen.

Es handelt sich hierbei um eine doppelte sozialräumliche Öffnung: erstens um eine Öffnung zu den Menschen in der Art, dass deren Interessen und Wille berücksichtigt werden, und zweitens um eine Öffnung zu den anderen Institutionen im Sozialraum und deren Relationen (Fehren/Hinte 2013: 29 f., 35).

Da die Kirchengemeinden in ihrem Gemeindegebiet

häufig gut vernetzt sind und relevante Akteure und Institutionen kennen, haben sie gute Ausgangsbedingungen, um das Konzept der Sozialraumorientierung weiter zu festigen. Die Kirche als „Träger[in] öffentlicher Belange“ kann sich so beispielsweise auch in Prozesse der Stadt- und Bauplanung einbringen (Vorhoff/Beneke 2018: 93). Die verstärkte Einbindung in den Sozialraum müsste jedoch mit missionarischen Elementen verknüpft werden, um der Selbstsäkularisierung zu begegnen, die dadurch droht, dass religiöse Bezüge zugunsten der sozialen in den Hintergrund geraten (Wegner 2019: 24 f.). Unklar ist bisher, welche Unterschiede es in der Vernetzung zwischen traditionellen und neuen Gemeindeformen gibt. Ist die Sozialraumorientierung bei den Fresh X wirklich höher als bei den parochialen Gemeinden? Wie ist der Kontakt in den Sozialraum aufgebaut? Und zu welchen Institutionen außerhalb der kirchlichen Infrastruktur besteht Kontakt? In welchem Zusammenhang stehen das Maß an Sozialraumorientierung und die Zufriedenheit mit der aktuellen Situation der eigenen Gemeinde? Geht es Gemeinden mit einer ausgeprägten Sozialraumorientierung (subjektiv) besser als denen, die kaum im Sozialraum vernetzt sind?

Ergebnisse bisheriger Forschung weisen auf ein ausgeprägtes Stadt-Land-Gefälle hin. Vor allem ländliche Regionen, die vom Wegzug junger Menschen, hoher Arbeitslosigkeit, Alterung und einer schlechten ökonomischen Lage betroffen sind, geraten unter starken Konkurrenz- und Innovationsdruck, da gerade in diesen Gebieten auch häufiger Pfarrstellen gestrichen und Kirchengemeinden zusammengelegt werden (vgl. zum Beispiel Meyer/Miggelbrink 2015: 10, 25). Insgesamt scheint es, dass Gemeinden in großen Städten bessergestellt sind und ihre Situation und ihre Zukunft optimistischer einschätzen als Gemeinden auf

dem Land. Vom Mitgliederschwund sind aber alle Gemeinden betroffen, auch jene, die bisher wenig Schwierigkeiten hatten (Ohlendorf/Rebenstorf 2019: 239; Rebenstorf 2017: 215–219; Rebenstorf et al. 2015: 178). Wir vermuten, dass sich die Unterschiede zwischen Stadt und Land auch in der Sozialraumorientierung niederschlagen werden. In den Großstädten und Metropolen gibt es eine größere Zahl von Vereinen, Verbänden und Hilfseinrichtungen, mit denen zusammengearbeitet werden kann. Auf dem Land, vor allem in den peripheren Regionen, gibt es jedoch weniger Möglichkeiten zur Vernetzung. Inwieweit auch Unterschiede zwischen Fresh X und klassischen Parochialgemeinden auf die Ansiedlung in bestimmten Gebieten zurückzuführen ist, soll in diesem Beitrag weiter beleuchtet werden.

Um uns Antworten auf die oben gestellten Fragen zu nähern, wird im folgenden Kapitel (1.1) zunächst auf die Begriffe von Raum, Orten und sozialen Räumen eingegangen. Hiermit soll verdeutlich werden, wie räumliche Gegebenheiten einerseits die Handlungsoptionen der in ihnen agierenden Menschen strukturieren, andererseits aber auch räumliche Strukturen durch Handlungen verschiedener Akteure geschaffen werden. Die Sozialraumorientierung und ihre Bedeutung im Rahmen der sozialen Arbeit, aber auch erste Befunde zur Sozialraumorientierung von Kirchengemeinden werden in Kapitel 1.2 dargelegt. Kapitel 1.3 geht dann näher auf die Bedeutung von Fresh X in Bezug auf Sozialraumorientierung, aber auch in der aktuellen Diskussion zur Bewältigung der Herausforderungen von Säkularisierung und Individualisierung ein. Die Analysen in dieser Arbeit basieren auf den Daten des 2. Kirchengemeindebarometers, welches in Kapitel 2 vorgestellt wird. Im Anschluss werden die deskriptiven Ergebnisse präsentiert. Dabei werden erst die Sozial- und Infrastruktur als zentrale Merkmale des Sozialraums näher beleuchtet (Kapitel 3.1), im Anschluss daran wird auf die Zielgruppen und Schwerpunkte der Gemeindearbeit im Sozialraum (Kapitel 3.2) eingegangen. Um regionale Aspekte mit zu berücksichtigen, werden die Ergebnisse jeweils aufgeschlüsselt für unterschiedliche Siedlungsformen (beispielsweise Metropolen, Kleinstädte und ländliche Dörfer) präsentiert. Das dritte Kapitel endet mit einem kurzen Zwischen-Resümee (Kapitel 3.3). Im vierten Kapitel gehen wir näher der Frage nach, inwiefern die Zufriedenheit der Gemeinde mit ihrer aktuellen Situation (Kapitel 4.1) mit der Sozial- und Infrastruktur des Sozialraums (Kapitel 4.2) oder der Sozialraumorientierung der Gemeinde (Kapitel 4.3) assoziiert ist. Kapitel 5 diskutiert schlussendlich die Ergebnisse und zeigt auch den weiteren Forschungsbedarf in diesem Feld auf.

1.1 Von Orten und sozialen Räumen

Der Raumbegriff, mit dem, wie erwähnt, seit einiger Zeit auch in der Kirche operiert wird, erfuhr im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts ein gesteigertes Interesse insbesondere durch die nicht mehr ignorierbaren Erfahrungen von Internationalisierung und Globalisierung. Die damit verbundene Erkenntnis, nur begrenzt die Folgen globaler Prozesse beeinflussen zu können, führte unter anderem zu einer Neujustierung der Rolle der Nationalstaaten (Kessl/Reutlinger 2007: 50) und zu verstärkten Diskussionen um Regionalisierung.⁸ Hierin zeigte sich die Relevanz von und die Suche nach kleinen Einheiten, wie beispielsweise den Sozialräumen, in denen auf lokaler Ebene etwas bewegt werden kann. Darüber besteht auch die Möglichkeit, gegebenenfalls auf kommunalen oder auch nationalen Ebenen zumindest themenspezifisch etwas beeinflussen zu können (a. a. O.: 47). Doch was kennzeichnet nun einen solchen Raum?

Löw definiert Raum als „*eine relationale (An)Ordnung von Lebewesen und sozialen Gütern (.). Raum wird konstituiert durch zwei analytisch zu unterscheidende Prozesse, das Spacing und die Syntheseleistung. Letzteres ermöglicht es, Ensembles von Gütern und Menschen zu einem Element zusammenzufassen*“ (Löw 2012: 159 f., Herv. im Original).

Spacing meint den Bau von Gebäuden und das Anordnen von Objekten wie auch die Bewegung von Menschen oder Fahrzeugen von einem Punkt zum nächsten sowie die Positionierung von Menschen im Raum (a. a. O.: 158 f.). Um den Raum als Raum wahrzunehmen und nicht als bloße Ansammlung von Objekten, erbringen die sich im Raum befindenden Individuen eine „Syntheseleistung“, die auf „Wahrnehmungs-, Vorstellungs- oder Erinnerungsprozesse[n]“ basiert (a. a. O.: 159). Diese Prozesse beeinflussen, wie die Räume individuell wahrgenommen werden und welche Handlungsrestriktionen sie den Einzelnen subjektiv auferlegen. Spacing und Synthese laufen ständig parallel ab, da das Spacing die Wahrnehmung des Raums bestimmt und die Wahrnehmung gleichzeitig das weitere Bauen und Positionieren von Objekten und Menschen (Spacing) beeinflusst. Auch der Begriff der (An-)Ordnung, wie Löw ihn

⁸ Der 100. Kongress der Deutschen Gesellschaft für Soziologie fand 2010 beispielsweise unter dem Titel „Transnationale Vergesellschaftungen“ statt. Die Diskussion um das Europa der Regionen – Berücksichtigung regionaler Besonderheiten wie auch Abschwächung von Demokratiedefiziten – nahm bereits in den 1990er-Jahren mit der EU-Osterweiterung und damit verbundenen Befürchtungen einer weiter zunehmenden Zentralisierung von Entscheidungsprozessen an Fahrt auf.

verwendet, bezieht sich auf diese beiden Prozesse: Es geht zum einen um die Ordnungen, die durch Räume geschaffen und vorgegeben werden, und zum anderen um die Handlung des Anordnens, der als Prozess verstanden wird (a. a. O.: 166).

„Wenn wir in diesem Zusammenhang nicht nur von «Räumen», sondern von «Räumlichkeit» sprechen, markieren wir damit begrifflich, dass Räume immer das Ergebnis sozialer Praktiken darstellen und nicht als (natürlich) gegebene Handlungsbedingungen verstanden werden können. Zugleich sind soziale Praktiken allerdings durch räumliche Manifestationen, das heißt, verschiedenste historische Raumordnungen geprägt“ (Kessl/Reutlinger 2007: 42).

Die „relationale Anordnung“, die durch die von Kessl und Reutlinger erwähnten sozialen Praktiken herbeigeführt werden, beinhalten grundsätzlich auch Verteilungen im Sinne von Zugangsmöglichkeiten, von Inklusion und Exklusion, von Teilhabe und Ausgeschlossensein. Sie kreieren und reproduzieren somit auch soziale Ungleichheiten. Sichtbar werden sie in Prozessen sozialer Segregation, in denen sich Personengruppen mit den nötigen finanziellen Mitteln baulich und räumlich von Personen aus weniger wohlhabenden Bevölkerungsgruppen abgrenzen. Diese sozialräumliche Segregation beeinflusst das architektonische Erscheinungsbild eines Stadtteils genauso wie das kulturelle, soziale, kulinarische, religiöse (und weitere) Angebot. Die räumliche und die soziale Lage der Menschen sind eng miteinander verbunden. Handlungsressourcen hängen stark von der räumlichen Umgebung und den Möglichkeiten ab, die die Umgebung bietet (Löw 2012: 272; Dieckbreder 2016: 15), wie sich schon in Begriffen wie Studenten-, Migranten- oder Armenviertel zeigt. Ausschlaggebend für die Wahl eines Wohnstandortes sind häufig nicht der eigene Wille, sondern finanzielle Gegebenheiten, die nur bestimmte Wohngegenden erschwinglich machen, oder die besondere Nähe zur Universität, zum Arbeitsplatz oder der Anschluss an den öffentlichen Nahverkehr. In den begrifflichen Zuschreibungen zeigt sich bereits, wie bestimmte Viertel und Quartiere wahrgenommen werden. Diese Wahrnehmung kann neben der einfachen sachlichen Beschreibung gleichzeitig zu einer Stigmatisierung der Bewohner*innen führen. Die Ansammlung bestimmter Bevölkerungsgruppen in bestimmten Stadtteilen prägt dann wiederum auch die weitere bauliche und räumliche Entwicklung des Stadtteils, wodurch bestehende Ungleichheiten weiter verfestigt werden können. Hier bieten sich Ansatzpunkte für eine sozialraumbezogene Arbeit im Bereich Sozialpolitik, Sozialpädagogik und soziale Arbeit. Ziel sollte es sein, Handlungsressourcen zu erhöhen und die Mitbestimmung der Individuen in

einem Viertel zu fördern. Wie der Verweis auf die Konstitution von Räumen durch soziale Praktiken klarstellt, sollten zu einem bestimmten Zeitpunkt

„Ziel sollte es sein, Handlungsressourcen zu erhöhen und die Mitbestimmung der Individuen in einem Viertel zu fördern.“

vorfindliche Handlungsrestriktionen keinesfalls als gegeben und unveränderlich hingenommen werden (Kessl/Reutlinger 2007: 45). In der praktischen (sozialen) Arbeit wird dieses komplexe Konzept des

(Sozial-)Raumes den praktischen und verwaltungsrechtlichen Ansprüchen entsprechend heruntergebrochen:

„Der ‚Sozialraum‘ wird definiert als sozialgeographisch abgrenzbarer Lebensraum, der sowohl durch strukturelle als auch durch soziale Merkmale gekennzeichnet ist: Als Bezirk, Stadtteil oder Dorf hat der Sozialraum für die kommunale Verwaltung und Planung sowie als politisches Gemeinwesen räumlich und objektiv fassbare Grenzen und Strukturen. Zugleich ist der Sozialraum als Wohn- und Lebensumfeld eine subjektiv wahrgenommene Kategorie. Er wird durch soziale Beziehungen, Aktivitäten und persönliche Interessen im Alltag jeder Person und damit durch ihre jeweils individuelle lebensweltliche Realität bestimmt“ (Deutscher Caritasverband 2013: 2).

Dieser von der Caritas formulierte⁹ Begriff des Sozialraums schließt an den Raumbegriff von Löw an, in dem auch in ihm die Wahrnehmung des räumlichen Umfelds zentral ist. Explizit geht es hier aber um den abgrenzbaren Lebensraum der Individuen, der spezifische Aktivitäten nahelegt und dadurch wieder Handlungsressourcen zur Verfügung stellt, die sich zwischen sozialen Räumen unterscheiden können. Teil des sozialen Raums sind alle Strukturen

Die gesamte Sozial- und Infrastruktur in einem Gebiet ist Teil des jeweiligen Sozialraums. Er ist von Menschen gemacht und beeinflusst doch zugleich deren Handlungsmöglichkeiten. Es besteht die Gefahr der Produktion und Verfestigung von sozialen Ungleichheiten.

in einem bestimmten territorialen Gebiet, dazu gehören neben Gebäuden auch Grünflächen, Bäume, Straßen und Menschen, kurz die gesamte Infrastruktur und alles, was steht und sich bewegt. Die Mischung aus diesen Bestandteilen prägt die Wahrnehmung eines Viertels. Auch hier werden Orte oder Räume durch das Handeln der Einzelnen

konstruiert und sind damit wandelbar. Wandel vollzieht sich vor allem durch eine Veränderung der Bevölkerungszusammensetzung (beispielsweise Segregation oder Gentrifizierung) in einem Gebiet, durch Veränderungen in den Ressourcen

⁹ Der Begriffsdefinitionen gibt es mittlerweile unzählige, wobei sie in den Grundzügen mit der hier wiedergegebenen Position übereinstimmen, das Verhältnis von geographisch beziehungsweise verwaltungstechnisch vorgegebenen Grenzen oder von den in den Räumen befindlichen Akteuren subjektiv als „ihr“ Sozialraum empfundenes Gebiet jeweils variiert (vgl. hierzu auch Hinte 2020, insbesondere S. 42).

(beispielsweise eine bessere Anbindung an den öffentlichen Nahverkehr, Schulschließungen, Eröffnung eines Cafés) oder durch eine Änderung der räumlichen Nutzung. Wenn aus einem Einkaufszentrum ein Kulturzentrum wird, dann können dadurch andere Personenkreise angesprochen werden. Hier kann es auch Verschiebungen in der Tagesstruktur geben: Während das Einkaufszentrum vor allem am Nachmittag und am Wochenende gut besucht ist, kann ein Kulturzentrum zusätzlich auch Veranstaltungen am Abend und in der Nacht anbieten, die je nach Tageszeit und Thema von unterschiedlichen Personenkreisen besucht werden (Böttcher 2012: 272; Deutscher Caritasverband 2013: 2 f.). Darüber hinaus zeigt sich die Dynamik, die einem Sozialraum innewohnt, auch in der unterschiedlichen Nutzung durch verschiedene Milieus und Interessengruppen, beispielsweise im Innenstadtbereich oder Naherholungsgebiet. Vormittags können so in erster Linie Rentner*innen und Familien mit kleinen Kindern unterwegs sein, nachmittags kommen weitere Familien und Berufstätige hinzu. Abends und nachts sind eher Jugendliche und junge Erwachsene anzutreffen. Der Anspruch, der an den Sozialraum gestellt wird, variiert somit im Laufe des Tages (Böttcher 2012: 272).

1.2 Zum Konzept der Sozialraumorientierung

Wie der Begriff des Sozialraums hat auch der der Sozialraumorientierung seinen Ausgangspunkt in der Sozialen Arbeit.

„Ziel der Sozialraumorientierung ist es, den Sozialraum gemeinsam mit den Menschen und ausgehend von ihrem Willen und ihren Bedarfslagen zu gestalten. Dabei werden in einem mehrdimensionalen Ansatz – anknüpfend an die Tradition der Gemeinwesenarbeit – sozialarbeiterische Handlungskonzepte mit Strategien der sektorenübergreifend angelegten, integrierten Dorf- beziehungsweise Stadtentwicklung und Raumplanung verbunden“ (Deutscher Caritasverband 2013: 2).

Fünf Komponenten sind zentral für das in der sozialen Arbeit angewandte Fachkonzept Sozialraumorientierung:

1. An erster Stelle steht der Wille der Menschen, nach deren Interessen gilt es zu fragen. Was wollen Sie verändern und aus welchen Gründen? Nur wenn der Wille der Bürger*innen zu Veränderungen stark ist, engagieren sie sich auch für ihre Interessen und es kann gemeinsam Verantwortung übernommen werden. Es handelt sich hier aber nicht um eine einseitige Beziehung, in der eine Person Wünsche äußert und eine andere Person versucht, diese Wünsche zu erfüllen, sondern um Zusammenarbeit (Hinte 2008: 1 f.).
2. Daran anknüpfend sollen Selbsthilfe und Eigeninitiative unterstützt werden. Die Menschen sollen Ressourcen erhalten beziehungsweise entdecken und mobilisieren, die es ihnen ermöglichen, ihre Interessen zu vertreten und ihren Willen zu realisieren.
3. Im Vordergrund sollten die möglichen Ressourcen stehen. Der Mensch mit seinen Interessen und Fähigkeiten ist hier eine wichtige Ressource, um Ziele zusammen zu erreichen. Auch der Sozialraum ist durch seine verzweigten Netzwerke und Kooperationen, durch seine Gebäude und Räumlichkeiten eine Ressource an sich (a. a. O.: 4–9).
4. In der sozialraumorientierten Arbeit soll es zu einer Loslösung vom Zielgruppendenken kommen. Es geht nicht um die eine Gruppe (Alleinerziehende, Arme oder Kranke), sondern um ein Wohngebiet, das ganz unterschiedliche Zielgruppen beherbergt, die alle ähnliche Interessen in Bezug auf ihre Situation im Wohngebiet haben können. Diese ähnlichen Interessenlagen gilt es herauszuarbeiten und zu bündeln, um möglichst viele Menschen zu erreichen und zur Mitarbeit zu motivieren (a. a. O.: 9 f.).
5. Schlussendlich „lebt dieses Konzept geradezu von der Bereitschaft, mit allen Akteur*innen zu kooperieren bzw. sie zur Kooperation anzuregen“ (a. a. O.: 11). Foren können so dazu beitragen, die Vernetzung innerhalb eines Sozialraums voranzutreiben, gemeinsam Projekte zu initiieren und Absprachen zwischen Haupt- und Ehrenamtlichen zu erleichtern (Fehren/Hinte 2013: 29–31; Hinte 2008: 12).

Ein wichtiger Baustein im Konzept der Sozialraumorientierung ist die Quartiers- und Stadtentwicklung. Es braucht Orte, um Menschen zusammenzubringen und um gemeinsam Interessen zu bekunden und an Projekten zu arbeiten. Hier sollen neben diakonischen Einrichtungen, die man am ehesten mit sozialer Arbeit im engeren Sinne in Verbindung bringt, auch andere Einrichtungen und Organisationen des Sozialraums beteiligt sein, wozu dann auch die Kirchengemeinden gehören.

„Eine partnerschaftliche Bündelung aller Kräfte ist angesichts der gesellschaftlichen Herausforderungen der Integration, der Teilhabe für alle Bevölkerungsgruppen und der Daseinsvorsorge unabdingbar. Die Arbeit für ein gutes Zusammenleben im Quartier kann nur ressort- und akteursübergreifend gelingen“ (Vorhoff/Beneke 2018: 95).

In der Quartiersarbeit geht es dabei nicht unbedingt um die materielle Versorgung der Menschen, sondern um ein gutes Miteinander unterschiedlicher Bevölkerungsgruppen. Die Abmilderung der Folgen und Herausforderungen von Armut, Krankheit oder Migration für die Einzelnen ist dann integraler Bestandteil einer umfassenderen Quartiers- oder Stadtteilarbeit. Hier könnte auch ein entscheidender Vorteil der Kirchengemeinden liegen: Sie sind in der Regel bereits gut vernetzt, sind nah an den Menschen und kennen ihre Sorgen und Nöte wie auch ihre Stärken und Potenziale, zugleich sind sie mit der Infrastruktur im Sozialraum vertraut. Auf diesen Kenntnissen können sie aufbauen und sich in die sozialraumorientierte Stadtteil- und Quartiersarbeit einbringen. Hier können Kirchengemeinden, aber auch kirchliche Verbände ihr Profil deutlich schärfen und ihre Kräfte bündeln (Potz 2018: 19; Vorhoff/Beneke 2018: 93). Auf diese Weise entsteht auch Kontakt zu Menschen, die der Kirchengemeinde nicht nahestehen.

Kirchengemeinden haben durch ihre Vernetzung und ihr Wissen über die Sorgen und Nöte im Sozialraum gute Ausgangsbedingungen, um sich stärker in der Stadtentwicklung und Gemeinwohlarbeit zu engagieren.

Auf diesen Vorstellungen aufbauend, wurden im Rahmen der durch die Nationale Stadtentwicklungspolitik geförderden Kooperation von Caritas und Diakonie zahlreiche Projekte unter dem Dach von „Kirche findet Stadt“ durchgeführt, in denen eine stärkere Anbindung kirchengemeindlichen und diakonischen Handelns an die Sozialraumorientierung erprobt wurde. Zudem wurde ausgelotet, welche Rolle Kirche und Diakonie in der Stadtentwicklung übernehmen können. Aus den Erfahrungen wurden Handlungsempfehlungen abgeleitet, die das Potenzial der Kirchengemeinden im Bereich der Sozialraumorientierung aufzeigten, aber zugleich monierten, dass den

Gemeinden ihr Potenzial nicht ausreichend bewusst ist und entsprechend zu wenig zielgerichtet gearbeitet wird. Hierfür ist nicht nur eine partnerschaftliche Zusammenarbeit mit anderen Akteuren und Institutionen außerhalb der Kirche, sondern auch mit anderen kirchlichen Trägern dringend zu verbessern (Thies et al. 2013: 51–55).

„Hier gilt es auch für die kirchlich-verbandlichen Akteure, unterschiedliche fachliche Zusammenhänge systematisch miteinander in einen Dialog zu bringen, um gegenseitiges Vertrauen aufzubauen, Ressourcen und Potenziale besser zu verknüpfen, Perspektiven zu erweitern und Konkurrenzverhalten abzubauen. Auf diese Weise lassen sich eine Mitgestaltung von Entwicklungsprozessen (wie z. B. bei Sozialraumanalysen, integrierten Handlungs- und Entwicklungskonzepten) und ein breiter Konsens über notwendige Strategien im Gemeinwesen herstellen“ (Thies et al. 2013: 56).

Neben der Diakonie sollten sich auch die Kirchengemeinden für die Belange der Bevölkerung einsetzen. Dabei sollten alle Handlungen, die Kirche tätigt, vermehrt auf das Gemeinwohl gerichtet sein. Dafür können Räumlichkeiten und personelle Ressourcen bei Haupt- und Ehrenamtlichen eingesetzt werden, um die Orientierung auf das Gemeinwohl zu fördern. Dafür muss die Kirche aber über ihre ursprünglichen Zielgruppen hinaus denken und handeln (a. a. O.: 55 f.).

Drei Formen kirchlicher Netzwerkarbeit sind dabei für die Gemeinden besonders bedeutsam: „Erstens die Vernetzung der Mitglieder und der Engagierten stärken“, vor allem eine stärkere Durchmischung der Altersstruktur sollte dabei in den Blick genommen werden. „Zweitens wird empfohlen, über netzwerkorientierte, gemeindeübergreifende Angebote mehr Mitglieder zu binden. Hierzu bedarf es niederschwelliger Angebote, die eine Bindungserfahrung überhaupt erst ermöglichen. Und schließlich geht es darum, eine lebensweltorientierte

*„Gerade die Kompetenzen und Fähigkeiten der Ehrenamtlichen in der Gemeindearbeit sind eine große Ressource, die Kirchengemeinden in die sozialraumorientierte Arbeit einbringen können, um auch andere Bewohner*innen zu motivieren, sich an Projekten zu beteiligen und ihre Interessen zu vertreten.“*

Gemeindearbeit in den sozialräumlichen Netzwerken der Menschen zu praktizieren“ (Hörsch 2018: 111). Gerade die Kompetenzen und Fähigkeiten der Ehrenamtlichen in der Gemeindearbeit sind eine große Ressource, die Kirchengemeinden in die sozialraumorientierte Arbeit einbringen können, um auch andere Bewohner*innen zu motivieren, sich

an Projekten zu beteiligen und ihre Interessen zu vertreten. Dafür braucht es aber Weiterbildungen, die Ehrenamtliche auf diese Aufgabe vorbereiten und sie mit dem Konzept der Sozialraumorientierung vertraut machen

und insbesondere auch die Begleitung und Koordination der Arbeit durch Hauptamtliche (Potz 2018: 30 f.). Ebenfalls braucht es eine offene Haltung, um sich auf andere Menschen und ihre Sorgen und Nöte einzulassen, auf andere Institutionen zuzugehen und gemeinsam nach Lösungen unter Einbezug der Bewohner*innen zu suchen (Karl 2016: 61).

Die bislang im Raum der Kirche vorherrschende Fokussierung der Sozialraumorientierung auf Soziale Arbeit sowie diakonisches Handeln von verfasster Diakonie wie auch von Kirchengemeinden, wie sie in den Projekten von „Kirche findet Stadt“ durchgeführt wurden, stellt eine gewisse thematische Verengung dar¹⁰. Diese ist weder durch das Raumkonzept als solches angelegt noch durch die in der Literatur vorfindbaren Beschreibungen der Sozialraumorientierung und schon gar nicht in der Definition des Sozialraumes nach Kessl und Reutlinger. Speziell unter Anbetracht des Bausteines Quartiers- beziehungsweise Stadtteilentwicklung liegt auf der Hand, dass noch weit mehr Aspekte des Zusammenlebens angesprochen sind, als sie in der faktisch-praktischen Konzentration sichtbar werden. Man könnte jenseits des professionellen sozialdiakonischen Handelns, insbesondere im Hinblick auf die in der Sozialraumorientierung angelegte Vernetzungsarbeit mit einer Vielzahl von Akteur*innen, grundsätzlich von zivilgesellschaftlichem Handeln mit lokalem Bezug sprechen.

Grundsätzlich kann die Kirche sich auf drei Ebenen in Sozialräume und die (lokalen) Zivilgesellschaft(-en) einbringen. Auf der Makro-Ebene der Dachorganisationen wie der EKD oder der Landeskirchen werden überregionale und bundesweit diskutierte Themen aufgenommen und eine eigene Stimme in die entsprechenden Diskurse eingebracht. Gemeinden als Meso-Ebene sind Orte für Begegnungen und Diskussionen, dort können Treffen stattfinden, die über die Mitglieder der Gemeinde hinausreichen, es können diakonische Angebote gemacht und Hilfebedürftige unterstützt werden. Kirchengemeinden können aber auch gezielt die Interessen der Bewohner*innen aufgreifen, auch jenseits sozialer Bedarfe, und in öffentlichen Diskussionen vertreten. Auf der Mikro-Ebene der Individuen handeln Mitglieder der Gemeinde in sehr verschiedenen Formen. Diese reichen von eher zufälligen einmaligen Aktionen, die vielleicht nur in einem für die Beteiligten relevanten Gespräch bestehen, über die regelmäßige Betreuung von Gruppen bis zum organisierten ehrenamtlichen Engagement in der

¹⁰ Diakonisches Handeln ist zwar in klassischen Definitionen weit mehr als soziale Arbeit und Wohlfahrtspflege, wird aber gern auf diesen Bereich verengt. Vgl. zum Beispiel die unterschiedlich weite Definition bei Schütz 1961 und Kaiser 1999.

Quartiersarbeit, wofür mitunter die Gemeinde den organisatorischen Rahmen stellt, mitunter aber auch andere Organisationen oder Gruppen, denen sich die Gemeindeglieder zugehörig fühlen (Ohlendorf/Rebenstorf 2019: 48). Eine empirische Studie, die sich im Unterschied zu den im Rahmen von „Kirche findet Stadt“ und anderen kircheneigenen Untersuchungen (zum Beispiel Bork et al. 2016; Lämmlin/Wegner 2020; Ev. Akademie der Nordkirche 2015) nicht an Best-practice-Beispielen orientierte, sondern mit einem offenen qualitativen Forschungsdesign ganz grundsätzlich an die Frage heranging, ob überhaupt und, wenn ja, unter welchen Bedingungen Gemeinden welchen Beitrag zur Sozialraumentwicklung leisten (können), zeigte, dass Kirchengemeinden in der Regel ein breites Netzwerk an Kontaktbeziehungen haben und je nach Charakteristiken des Gemeindegebietes beziehungsweise Sozialraumes und dem eigenen Profil verschiedene Funktionen wahrnehmen. Fünf derartige Funktionen konnten herausgearbeitet werden (Ohlendorf/Rebenstorf 2019: 229–237):

1. Bei der *Kompensation* werden kulturelle oder soziale Aufgaben, die von Kommunen, Wohlfahrtsträgern, anderen Vereinen oder zivilgesellschaftlichen Akteuren nicht (mehr) erbracht werden, von den Gemeinden sichergestellt. Dies tun sie zum Teil allein, oftmals jedoch in Kooperation mit anderen Gruppen. Dies kann eine Hausaufgabenhilfe in Kooperation mit Schulen, Jugendarbeit zusammen mit der Kommune, Treffpunkte für die Bevölkerung vor Ort im Gemeindehaus oder mit anderen Gruppen in selbst betriebenen Cafés, Kulturangebote von Karaoke über Rock und Pop bis Klassik und so weiter sein.
2. Gemeinden tragen über verschiedene Projekte zur *Integration* in ihren Sozialräumen bei. So wird der soziale Zusammenhalt dadurch gestärkt, dass Menschen in verschiedenen Settings zusammenkommen, sei es in Cafés und Weltläden, bei Festen für Alteingesessene und Zugezogene (zu denen Geflüchtete wie Nicht-Geflüchtete zählen), bei einzelnen Projekten.
3. Gemeinden betreiben mitunter sogar *Intervention*, wenn sie sich dezidiert mit ihrer Stimme „in lokale und gesellschaftspolitische Diskurse“ einbringen (a. a. O.: 234), etwa in der Stadtteilentwicklung.
4. Eher liegt ihnen jedoch die *Moderation*, bei der die „Gemeinde [...] ihre Aufgabe weniger in der aktiven Einmischung [sieht], sondern eher in einer vermittelnden, moderierenden Funktion. Sie versucht, eine Plattform zu sein, um verschiedenen gesellschaftlichen Strömungen vor

Ort eine Stimme zu geben“ (a. a. O.: 236). Damit tritt sie als Vermittlerin zwischen unterschiedlichen Interessen, auch zwischen Eigeninteressen und Gemeinwohl auf. Auch diese Funktion wird bei Diskussionen um Stadtentwicklung, Verkehrsplanung, aber auch bei der Unterbringung Geflüchteter, bei geplanten Moscheebauten und Weiterem ausgeübt.

5. Die *Sozialisationsfunktion* ist eine, die gewissermaßen als Nebeneffekt der anderen Funktionen zum Tragen kommt. Gemeindearbeit erfolgt zu großen Teilen durch Ehrenamtliche, die durch diese Arbeit besondere Fähigkeiten erlangen, wie zum Beispiel Organisations- und Kommunikationskompetenzen sowie Kompromissbereitschaft. Diese Fähigkeiten sind grundlegend für die Selbstorganisation und Vernetzung im Sozialraum.

1.3 Fresh X

Mit dem ausdrücklichen Anspruch einer Sozialraumorientierung wurden neue Gemeindeformen wie Fresh X ins Leben gerufen, die über das parochiale Gemeindeprinzip hinausgehen. Im Gegensatz zur „Komm-Struktur“ der durchschnittlichen evangelischen Parochien, setzen Fresh X dabei auf eine „Geh-Struktur“, indem sie in die Lebenswelt der Menschen gehen und sie in ihrem Kontext, in ihren Glauben und mit ihrer Lebenserfahrung versuchen abzuholen. Deshalb soll der Sozialraum als wichtiger Lebensbezug der Menschen stärker berücksichtigt werden, da nicht davon ausgegangen werden kann, dass die Menschen bei Interesse von sich aus in die Gottesdienste und zu anderen kirchlichen Angeboten kommen (Müller 2019b: 101 f.).

„Im Gegensatz zur „Komm-Struktur“ der durchschnittlichen evangelischen Parochien, setzen Fresh X dabei auf eine „Geh-Struktur“, indem sie in die Lebenswelt der Menschen gehen und sie in ihrem Kontext, in ihren Glauben und mit ihrer Lebenserfahrung versuchen abzuholen.“

„Unter ‚neuen Gemeindeformen‘ sollen [...] Ausdrucksformen der religiösen Praxis und der alltäglichen Glaubenskultur verstanden werden, wenn sie sich kirchlich oder gemeindlich organisieren und die Praxis auf eine Glaubensvergewisserung, Glaubensentdeckung oder Glaubensfindung gerichtet ist: also ‚Gemeinde Jesu‘ im theologischen Sinn neu entsteht. Kennzeichnend für solche neuen Gemeindeformen ist: die Durchbrechung der volkskirchlich-parochialen Logik, Erkennbarkeit, Erreichbarkeit, Zugänglichkeit, Gastfreundlichkeit, Spontanität, Anonymität, Anfänglichkeit und Wachstum“ (Hörsch 2019b: 8).

Folgende Merkmale sind für eine Fresh X zentral: Sie sollte *missional* sein, das heißt auf Menschen ausgerichtet sein, die sonst keinen Kontakt zur Kirche haben, ihnen zuhören und in ihrer kulturellen und sozialen Umgebung begegnen. Die Nachfolge Jesu sollte im Vordergrund stehen (Müller 2016: 44). Darin liegt auch das Merkmal der *Kontextsensibilität* begründet, das heißt, die Bedürfnisse der Menschen und die Nachbarschaft im Allgemeinen zu kennen und die Menschen auch ansprechen zu können (Müller 2019a: 245; Müller 2016: 60). Sie sollte darüber hinaus *lebensverändernd* (transformierend beziehungsweise „formational“) sein und *gemeinschaftsbildend* (ekklesial) (Müller 2014: 451).

Studien aus England und den Niederlanden, wo die Entkirchlichung bereits deutlich weiter fortgeschritten ist als in Deutschland, zeigen, dass Fresh X Menschen erreichen, die sich traditionellen Gemeindeformen nicht zugehörig fühlen (Francis et al. 2014: 2; Härtner 2019: 213 f.). In den Niederlanden war etwa die Hälfte der Besucher*innen vorher gar nicht in eine Kirchengemeinde eingebunden. Ein Großteil der Besucher*innen ist zwischen 20 und 40 Jahren alt und damit in einem Alter, das von klassischen Gemeinden schwer erreicht wird. Wie in England steht auch hier der unmittelbare Bezug auf den sozialen Kontext im Vordergrund (Härtner 2019: 213 f.). Von den 2000 bis 3000 Fresh X in England treffen sich 56 % in lokalen Räumlichkeiten wie Cafés, Fitnessstudios, Schulen oder auch am Arbeitsplatz – nicht in Räumlichkeiten der Kirche. Mit durchschnittlich 47 Mitgliedern sind Fresh X wesentlich kleiner als klassische Gemeinden, wodurch unter den Mitgliedern eine enge Bindung entsteht. Der überwiegende Teil der britischen Fresh X wird von Ehrenamtlichen ohne theologische Ausbildung geleitet (Müller 2019b: 95). Freiwillige werden ermutigt, Verantwortung zu übernehmen und durch Weiterbildungen im „Aufbau theologischer Sprachfähigkeit“ geschult (a. a. O.: 103).

Ähnliche Ergebnisse zeigt auch eine Studie aus Deutschland: Eine Untersuchung in 15 Landeskirchen der EKD hat ergeben, dass neue Gemeindeformen vor allem Personen in den jungen und mittleren Altersgruppen aus „modernen“ Lebenswelten erreichen. Ein Personenkreis, der in der kirchlichen Arbeit bisher unterrepräsentiert ist. 86 % der an dieser Studie teilnehmenden neuen Gemeindeformen geben an, auch Personen zu erreichen, die sich sonst nicht in einer parochialen Kirchengemeinde verorten würden, 70 % legen einen Schwerpunkt auf die missionale Ausrichtung. Interessant ist darüber hinaus die ökumenische Ausrichtung, die über die Hälfte der „neuen Gemeindeformen“ als für sich zutreffende Beschreibung anerkennen (Hörsch 2019a: 29). Im Unterschied zu den Niederlanden und England verfügen mehr als 50 % der

Fresh X¹¹ über ein bis zwei Hauptamtliche und rund zwei Drittel (65 %) haben eine enge Verbindung zu einer traditionellen Kirchengemeinde. Nur 14 % kooperieren nicht mit einer Parochie (Hörsch 2019a: 26–35).

Auch die Parochien nehmen die veränderten Bedürfnisse wahr und wollen mehr Menschen mit ihren Programmen erreichen. Die Veränderungen in den Parochien zeigen sich bereits in neuen Angebotsformaten und Veranstaltungen, mit denen auch jene erreicht werden sollen, die der Kirche nicht nahestehen. Insbesondere niedrigschwellige Angebote wie Konzerte sollen helfen, die Kirche auch für Nicht-Mitglieder und Jüngere wieder interessant zu machen (Ohlendorf/Rebenstorf 2019: 239; Hauschildt 2020: 157).

„Insbesondere niedrigschwellige Angebote wie Konzerte sollen helfen, die Kirche auch für Nicht-Mitglieder und Jüngere wieder interessant zu machen.“

Viele Landeskirchen haben mit Erprobungsräumen, dritten Orten oder missionarischen Chancen bereits Programme geschaffen, um neue Gemeindeprojekte zu unterstützen (Elhaus/Schendel 2021). Die Evangelische Kirche Mitteldeutschland lancierte 2014 als Erste ein Programm zur Förderung neuer Gemeindeformen. Ziel ist es, dass Kirchenmitglieder und Interessierte „Gemeinde neu finden“ können (Herbst 2020: 77 f; vgl. auch Schlegel/Kleemann 2021.). Seit 2019 gibt es auch im Rheinland ein Programm für Erprobungsräume, welches ähnlich wie in Mitteldeutschland, das Geld für die Entwicklung von neuen Gemeindeformen bereitstellt. Hier sollen neue Formen des Gemeindeseins ausprobiert und evaluiert werden (a. a. O.: 79; Evangelische Kirche im Rheinland 2019).

Fresh X sind missional und auf den Kontext ausgerichtet, sie sind lebensverändernd und gemeinschaftsbildend. Viele Landeskirchen haben Programme etabliert, um solche neuen Gemeindeformen zu fördern.

Ein Problem, das mit der Förderung dieser neuen Gemeindeprojekte entsteht, ist eine Atmosphäre der Konkurrenz und des wechselseitigen Beäugens (Pohl-Patalong 2020: 66 f.; Pohl-Patalong 2004: 73). So konkurrieren Fresh X und traditionelle Gemeinden um finanzielle Mittel und Personal. Die Förderung neuer Gemeinden und Gemeindeprojekte bei knapper werdenden

¹¹ Der in der breiten Literatur nicht klar definierte Begriff von Fresh X – abgesehen von den zuvor genannten Merkmalen (vgl. Ehlhaus/Schendel 2021: 2) – lässt uns für diesen Beitrag die an der midi-Studie teilnehmenden neuen Gemeindeformen unter diesen Begriff subsumieren, zumal auch für die midi-Studie auf die Seite des Fresh X-Netzwerkes für die Stichprobengewinnung zugegriffen wurde. Insgesamt handelt es sich bei Fresh X um ein Phänomen, unter dem sehr verschiedene und teils fluide Formen von Kirche gefasst werden, die sich bislang einer allgemeinen und vor allem umfassenden Definition entziehen.

ökonomischen Ressourcen geht nicht, ohne Einschränkungen bei den Parochien vorzunehmen. Gleichermaßen gilt für Pfarrpersonen und andere Hauptamtliche: Sollen diese einigermaßen gleichmäßig zwischen den Gemeindeformen verteilt werden, würde dies nachteilig für die traditionellen Gemeinden sein (Pohl-Patalong 2020: 66 f.).

Herbst plädiert für eine stärker „regionalokale“ Gemeindeentwicklung in Deutschland. Das heißt auf regionaler Ebene zu planen, „aber zugleich lokal geistliches Leben in variablen Gemeindeformen“ zu fördern (Herbst 2018: 161). Dies entlastet die Gemeinden davon, ein Komplettangebot machen zu müssen, und eröffnet ihnen die Möglichkeit, Schwerpunkte zu bilden, die am sozialen Umfeld und den Bedürfnissen und Interessen der Menschen orientiert sind. Dafür ist es aber notwendig, verschiedenartige Gemeindeformen als gleichwertig anzuerkennen (a. a. O.: 159; Herbst 2020: 86), wobei jedoch Mindeststandards zu erfüllen sind, vor allem was Verkündigung und Sakramente betrifft. So müssen weiterhin Gottesdienste stattfinden, aber Formen und Tage können variabel sein. Damit nicht nur die mobilen Menschen am kirchlichen Leben teilhaben können, muss es weiterhin neben großen Gemeindezentren auch Angebote in den Dörfern oder Stadtteilen geben, um potenziell alle Menschen zu erreichen. Dafür braucht es aber auch engagierte Ehrenamtliche, die vor Ort das kirchliche Leben mitgestalten (Herbst 2020: 86 f.).

Während für Herbst eine Stärkung der Fresh X unabdingbar ist und sich jetzt vollziehen muss, damit vorhandene finanzielle und personelle Ressourcen eingesetzt werden können, um „die Zugänge zur Kommunikation des Evangeliums neu auszurichten, also pluraler zu gestalten“ (a. a. O.: 90), will sich Pohl-Patalong nicht allein auf die Förderung von neuen Gemeindeformen neben der Ortsgemeinde konzentrieren. Sie wünscht vielmehr eine Debatte darüber, wie Gemeinden generell ausgerichtet sein müssen, um die Menschen zu erreichen. Dafür müssen sich letztendlich neue und traditionelle Gemeindeformen gemeinsam auf die Suche nach neuen Gemeindekonzepten machen. Ihr schwebt eher vor, das territoriale Prinzip der Paroche mit den Vorteilen von Kontinuität und Verlässlichkeit für die eher locker gebundenen Mitglieder mit den Vorteilen neuer Gemeindeformen und deren expressivem, neue Gruppen ansprechendem Charakter zu verbinden (Pohl-Patalong 2021: 133–164). Elhaus und Schendel weisen im Blick auf die Erprobungsräume auf die Notwendigkeit einer zumindest mittelfristigen Förderung von innovativen Gemeindeformen hin, damit diese über die Diffusion von Mentalitäten, Haltungen und Modellen die anderen kirchlichen Organisationsformen fermentieren können (Elhaus/Schendel 2021: 20; Elhaus 2022: 48 f.). Sie sehen in der Kombination von

unterschiedlichen Innovationslogiken die Möglichkeit, explorative Praxis neben der Optimierung bewährter Formen in allen kirchlichen Lebensformen zu etablieren. Hörsch plädiert dafür, die Gegenüberstellung von Parochie und neuen oder alternativen Gemeindeformen durch Orientierung an einer Netzwerklogik zu überwinden (Hörsch 2018: 112). Jede Gemeinde sollte sich in kirchlichen und außerkirchlichen Netzwerken engagieren, um besser sichtbar zu sein, und dabei im Sinne einer Sozialraumorientierung deren Bedürfnisse in den Blick nehmen sowie Angebote und Projekte entlang dieser Bedürfnisse und Interessen ausrichten, statt sich auf einzelne Zielgruppen zu fokussieren.

„Die Diversität ist keine Option, sie ist ein Faktum. Pluralität und Vielfalt von Sozialformen im kirchlichen Bereich betreffen Organisationsformen, Sammlungsformen und Aktionsformen. Dies als Reichtum anzuerkennen, nicht nur als notwendiges Übel, das es, wenn möglich, zu vereinheitlichen gilt, eröffnet eine erneuerte Kirchenvorstellung“ (Karl 2016: 62).

